

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 79 (1970)
Heft: 1

Artikel: Vom Geheimnis menschlicher Begegnung
Autor: Grauwiller, E.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974942>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Vom Geheimnis menschlicher Begegnung

E. Grauwiler

Im Leben kommen wir dauernd mit Menschen aller Art in Berührung. Nicht immer verschaffen solche Begegnungen auch menschliche Kontakte. Bei der Elektrizität ist es einfach, Kontakt zu schaffen. Man verbindet einfach die beiden Stromleitungen, das heisst, man dreht den Schalter, und der Kontakt ist hergestellt, der Strom fliesst, das Licht brennt.

Völlig anders verhält es sich bei der Herstellung menschlicher Kontakte. Solche spielen aber im Leben, vor allem bei jeder Wirksamkeit von Mensch zu Mensch die entscheidende Rolle. Darum ist die Erörterung der Frage nach dem menschlichen Kontakt nicht nur berechtigt, sondern wesentlich.

Was bedeutet das Wort Kontakt? Es ist zusammengesetzt aus lateinisch con = zusammen, miteinander und tactus = Berührung; contactus bedeutet also «einander berühren». Im Kontakt berührt sich das Wesen des einen Menschen mit dem Wesen des andern Menschen. Worin aber liegt das Wesen des Menschen? Was macht den Menschen wesentlich? Diese Frage nun möchte ich im Sinne des spanischen Philosophen Ortega y Gasset beantworten. Er ist der Ansicht, dass man das Wesen des Menschen am besten vor einem Affenkäfig erkennen könne. Er sagt:

«Wenn wir die Affenszenerie eine Weile betrachten, so wird bald und wie von selbst ein bezeichnender Zug aus dem Bilde hervortreten, der uns wie ein Lichtstrahl trifft, nämlich, dass diese teuflischen Wesen beständig aufmerksam und in dauernder Unruhe sind, dass sie alles beobachten und auf alles hören, was in ihrer Nähe vorgeht, — dass sie unermüdlich auf ihre Umgebung aufpassen, als ob sie befürchteten, dass aus ihr jederzeit eine Gefahr auftauchen könnte, auf die sie mit Flucht oder Biss reagieren müssten.»

Die gleiche Beobachtung können wir auch bei andern wildlebenden Tieren festhalten, beispielsweise bei den Vögeln am Futterbrett. Immer können wir dasselbe erkennen: Das Tier, genauer gesagt, das wildlebende, vom Menschen unbeeinflusste, in der freien Natur lebende Tier lebt sozusagen dauernd in Weltangst und gleichzeitig dauernd in Begierde nach etwas. Es sind Objekte und Erscheinungen der Umwelt, die das Leben des Tieres beherrschen und es wie eine Marionette hin und her zerren. — Das Tier lebt also nicht aus sich selbst heraus, sondern es ist immer darauf eingestellt, was ausserhalb von ihm vorgeht. Sein Leben ist wesensmässig ein «Ausser-sich-Sein». Wir können darum beim Anblick einer Affen-

gruppe nur ausrufen: «Welche Plage, ein Leben lang von der Aussenwelt so gejagt zu werden!»

Ist aber nicht auch der Mensch in einer ähnlichen Aussenwelt gefangen? Liegt er nicht auch beständig in einem Kampf um etwas oder gegen etwas oder gegen jemanden? — Gewiss, aber mit dem grossen Unterschied zum Tier, dass er sich von Zeit zu Zeit der Versklavung durch die Umwelt entziehen kann, indem er sich zurückzieht in sein Inneres, in seine Innenwelt.

Es ist etwas Wunderbares um diese Fähigkeit. Sie hebt den Menschen unsagbar hoch über das Tier hinaus. Sich in seine Innerlichkeit zurückziehen heisst nämlich denken! Damit stehen wir bei dem uns bekannten Ausspruch von Descartes: «Cogito, ergo sum.» (Ich denke, also bin ich.) Und tatsächlich, dass der Mensch denken kann, dass er ein innerliches Leben zu führen vermag, dass er durch seine Ideen die Aussenwelt gestalten kann, macht ihn wesentlich zum Menschen, zum Herrn über die Schöpfung, denn es ist doch so, dass alles Denken schliesslich darauf ausgeht, die Umwelt zu ändern, zu verbessern, zu verschönern, zu veredeln.

Das Tier denkt nicht in diesem Sinn. Es hat es auch nicht nötig, sich mit der Aussenwelt auseinanderzusetzen, denn es wird ja durch Instinkte geleitet.

Da war beispielsweise ein Gelbfink, der völlig abgeschlossen von seinen Artgenossen aufgezogen wurde. Am selben Tag, an dem er freigelassen wurde, begegnete er einer Eule, und siehe: Augenblicklich geriet er in Aengste! Er erhob ein Warnschrei, flog aufgeregt hin und her, folgte der Eule in respektvollem Abstand mit dauernden Warnrufen. An einem Raben, der doch das gleich grosse Flugbild bot wie die Eule, flog er achtlos vorbei. Ein anderes Beispiel, ein Erlebnis von Sven Hedin: Als er sich einmal in der Wüste Gobi verirrt hatte und am Verdursten war, ritt er auf seinem Pferd hierhin und dorthin, um nach einem Wassertümpel zu suchen, der sich in der Gegend befinden musste. Schliesslich merkte er, dass er im Kreis herumgeritten war. In seiner Verzweiflung gab er dem Pferd die Zügel frei. Da drehte dieses in einer bestimmten Richtung ab und raste mit seinem Reiter geradeaus durch die Wüste. Plötzlich stoppte es seinen Galopp, Hedin flog über Hals und Kopf des Pferdes hinaus und direkt in das sehnlich gesuchte Wasser!

So sichert die Natur das Leben der Tiere durch instinktives Verhalten. Beim Menschen ist das völlig anders. Er hat sozusagen jeden Schritt selber zu gehen; er hat sich

dauernd mit allem, was diese Welt in sich schliesst, auseinanderzusetzen, und zwar jeder einzelne mit den Umständen, in denen er sich persönlich und ganz allein befindet. Niemand kann ihm die Entscheidungen abnehmen. Als Einsamer muss er selbst handeln. Denn — wer oder was ist der andere? Das Nicht-Ich? Es ist etwas, das ich mir vorstelle auf Grund von Aeusserlichkeiten, das ich aber in seiner Wirklichkeit weder sehen noch greifen kann. Die Gefühle des andern sind nicht meine Gefühle, ich kann sie nur erraten, aus Gehaben, Gesichtsausdruck, Ausrufen auf ihre Art und Intensität schliessen. Ob ich diese Aeusserungen richtig auslege, weiss ich nicht und auch nicht, ob sie nicht vielleicht nur gespielt sind. Wir Erwachsenen verstehen es ja meisterhaft — Sitten, Anstandsregeln und andere Gründe haben es uns aufgeprägt —, etwas anderes zu sagen und zur Schau zu tragen, als was wir denken und fühlen. Was mein Gegenüber wirklich spürt und denkt, was er fühlt, glaubt, liebt, hasst, all das weiss ich im Grunde nicht. Darum ist mir jeder, ist mir vor allem der fremde Mensch ein Rätsel. Wohl stecken in uns allen die gleichen Veranlagungen und Fähigkeiten, gleiche Gefühle und Strebungen, aber sie sind bei jedem Individuum anders verteilt, anders gerichtet. So ist die Begegnung mit einem andern Menschen immer ein Mysterium und versetzt mich in Spannung und Beunruhigung, denn Kontaktnehmen bedeutet: aus der eigenen radikalen Einsamkeit heraus die radikale Einsamkeit des andern berühren.

Die Begegnung mit einem Menschen ist darum etwas total anderes als die Begegnung mit Tieren, Bäumen oder Landschaften. Gehe ich durch einen Wald, so ist das für mich in mehrfacher Hinsicht ein Genuss: das herrliche, verschiedenartige Grün, die Mannigfaltigkeit der Formen, die wechselnde Beleuchtung, der Duft des Bodens, der Gesang der Vögel, die geheimnisvolle Waldlandschaft. Ein Waldspaziergang ist vor allem auch darum ein Genuss, weil ich hier mit meinen Gedanken, mit meinem Ich allein bin. Ich werde nicht angesprochen, weder von den Bäumen noch von den Tieren des Waldes. Wie ganz anders dagegen, wenn zwischen den Baumstämmen plötzlich ein wildfremder Mensch vor mir steht! Wie eine elektrische Welle läuft's mir den Rücken hinab. Was will er? Was denkt er? Hat er Absichten mit mir? . . . Es kommt nicht von ungefähr, dass einem im Märchen die bösen Geister, Räuber und Hexen in der Regel im dunkeln Wald begegnen. Ebenso unheimlich oder noch unheimlicher muss eine Begegnung in der Wüste sein, wo man sich nicht nur innerlich, sondern

auch äusserlich in absoluter Einsamkeit befindet. Es ist darum kein Zufall, dass die Begrüssung bei Wüstenvölkern umständlich ist, denn sie dient im Grunde genommen dazu, den Fremdling abzutasten und seine Absichten ausfindig zu machen. Bei den Tuaregs in der westlichen Sahara zum Beispiel beginnt die Begrüssung schon auf hundert Meter Entfernung und endet nach einem ausserordentlich umständlichen Zeremoniell erst nach etwa anderthalb Stunden mit dem gemeinsamen Genuss von Kaffee.

So umständlich diese Begrüssung ist, so ist sie doch immer noch angenehmer als diejenige gewisser Neger- oder Indianerstämme, die in früheren Zeiten jeden Fremdling ohne Federlesens umbrachten, womit sie sich radikal von der Unannehmlichkeit einer Begegnung und von den bösen Geistern, die der Fremde hätte mitbringen können, befreiten.

Glücklicherweise sind heute die Sitten milder und humaner geworden, sofern sie sich nicht durch einen Zwist oder einen Krieg wieder vergröbern oder verwildern, denn schliesslich gehört der Mensch — zoologisch ausgedrückt — mit der einen Seite seines Wesens ins Reich der Säuger, und hier wiederum in die Ordnung der Raubtiere! Uebrigens sagte schon Plautus, der römische Komödiendichter: «Lupus est homo homini», das heisst, «der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, ein reissendes Tier». Man bemühte sich immer wieder, dies zu widerlegen, aber ein peinlicher Rest ist geblieben. Darum ist im Umgang mit dem Menschen eine vorsichtige Annäherung zweckmässig und verständlich.

Immerhin, eine Milderung der Sitten ist nicht abzustreiten. Kriegsgefangene werden in Kulturvölkern nicht mehr getötet, wenigstens nicht direkt. Auch wirft sich der Untergebene nicht mehr vor seinem Vorgesetzten auf den Boden; nur die Verbeugung ist als Symbol dafür geblieben. Auch legt man nicht mehr beide Hände symbolhaft in diejenigen seines Herrn. Zum Zeichen gegenseitiger Anerkennung reicht man sich nur noch die rechte Hand.

Kontaktnahme — menschliche Begegnung. Das ist etwas sehr Alltägliches, das einfachste, was es gibt, und doch ist es das Abenteuerlichste, was es gibt und was wir erfahren können; jede Begegnung ist ein Geheimnis. Wie gern hoffen wir auf die Zukunft und übergehen die Gegenwart in der Meinung, das Glück liege im Morgen, im Kommenden! Für unser Leben ist jedoch entscheidend, dass wir die Gegenwart als das Ausschlaggebende erkennen. Unser Leben setzt sich zusammen aus unzähl-

baren Gegenwart, und das Bedeutendste, das uns in der Gegenwart widerfahren kann, ist die Begegnung mit andern Menschen, ist doch nichts so beharrlich, so freundlich und so böseartig bemüht, uns und unsern Weg zu beeinflussen wie der Mitmensch. Darum ist die Begegnung mit ihm unsere Chance, . . . wenn wir die menschliche Begegnung nicht gedankenlos hinnehmen, sondern sie zur Aufgabe erhöhen.

Leo Tolstoi hat dies klar erkannt, wenn er sagt: *«Merke dir, die wichtigste Zeit ist nur eine: der Augenblick. Und er ist darum die wichtigste Zeit, weil wir nur in ihm Gewalt über uns haben. Und der unentbehrlichste Mensch ist der, mit dem mich der Augenblick zusammenführt.»*

Damit stehen wir erneut am Eingang zu unserem Thema, bei der Frage nach der Kontaktnahme. Arthur Schopenhauer erzählt hierzu eine hübsche Fabel.

«Einst beschlossen die Igel, sie wollten miteinander engen Kontakt aufnehmen. Also kamen sie zusammen. Als sie aber nahe beieinander sassen, traten und stachen sie sich gegenseitig. Da beschlossen sie, sich wieder voneinander zu lösen, und sie lockerten ihre Aufstellung so, dass sie sich gegenseitig nur noch mit den Spitzen ihrer Stacheln berührten. Das nannten sie nicht mehr Kontakt, sondern Takt.»

Das taktvolle Verhalten, das Schopenhauer in seiner Fabel dem «Sich-auf-die-Zehen-Treten» gegenüberstellt, ist sicher im alltäglichen Verkehr angebracht, für die geistige Verbindung mit einem Partner jedoch reicht es nicht aus. Takt kann höchstens die Brücke über die Schlucht vom Ich zum Du bis zur Mitte bauen; um den anderen in seiner individuellen Einsamkeit zu erreichen, braucht es mehr.

Dieses «Mehr», das nötig ist, nennt uns Goethe in einem Gespräch mit seinem Freund Jacobi, wo er sagt: *«Man lernt nichts kennen, als was man liebt. — Je tiefer und vollständiger die Kenntnis werden soll, desto stärker, lebendiger und kräftiger muss die Liebe sein.»*

Damit taucht im Hinblick auf menschliche Kontaktnahme erstmals der Begriff der Liebe auf. Dieser ist aber so vermengt mit den sentimentalischen Bedeutungen der organisch-sinnlichen, der romantischen und der religiösen Liebe, dass wir damit nicht weiterkommen und auf anderem Weg suchen müssen, um was es geht.

Beginnen wir darum bescheiden mit einer erreichbaren Ausgangslage, beginnen wir mit der Frage: Was erwartet der Mitmensch von mir? oder: Worauf erhebe ich Anspruch bei der Begegnung mit andern? Dieses ist etwas

ganz Einfaches, ja fast etwas Einfältiges. Jeder erwartet nämlich zunächst nur, dass man ihn gelten lasse.

«Wenn's nicht mehr ist als das — das kann ich schon leisten», sagt sich wohl mancher. Doch zeigen sich bei der Verwirklichung dieser Absicht bald Schwierigkeiten, denn . . . es ist keinem Menschen möglich, sich aus seinem «Ich» zu entfernen. Schicksale ausserhalb unserer Reichweite bewegen uns bekanntlich weniger als das Steinchen im eigenen Schuh. Wir gewinnen schon viel, wenn wir erkennen: Der andere hat recht, das Recht, er selber zu sein; mit seinem anders gearteten Wesen, seinem anders gearteten Denken hat er einen Wert eigener Art, den ich respektieren muss. Dadurch aber mehrt und bereichert er mich.

Goethe sagte einmal: *«Was wäre aus mir geworden, wenn ich nicht immer genötigt gewesen wäre, Respekt vor andern zu haben!»* Wer mit Menschen zu tun hat, gar die Aufgabe erfüllen soll, sie zu beeinflussen, zu erziehen, der darf keine Individualität verwerfen, auch nicht die schlechteste, erbärmlichste. Ich habe auf die Notwendigkeit eines guten Einvernehmens mit der Umgebung hingewiesen. Ist dieser Hinweis nicht überflüssig? Denn wir sehen doch im Alltag überall dieses sogenannte gute Einvernehmen: in der Geschäftswelt, unter Untergebenen und Vorgesetzten. Doch täuschen wir uns nicht! So manches freundliche Benehmen wird von egoistischen Motiven diktiert, wenn es um geschäftlichen Profit oder um die Karriere geht.

Entdecken wir bei einer Freundschaft deren egoistischen Hintergrund, so verstimmt es uns. Dabei ist diese Haltung menschlich verständlich, und auch wir selber sind nicht fähig, ganz selbstlos zu denken. Aergern wir uns darum nicht über egoistische Hintergründe freundlichen Gehabens! Merken wir uns aber: Nicht auf das Gewicht einer Freundschaft kommt es an, sondern auf die Echtheit der Gefühle.

Martin Buber übermittelt uns dazu einen guten Rat vom Rabbi Schmelke. Dieser sagte: *«Es ist uns geboten: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst — liebe deinen Genossen dir gleich.»* — *«Wie kann ich das erfüllen, wenn mein Genosse mir Böses tut?»* fragte ihn ein Schüler. Der Rabbi antwortete: *«Du musst das Wort recht verstehen: Liebe deinen Genossen als den, der du selber bist.»*

Und Dostojewski lässt den Starez Sossima zu uns sprechen: *«Brüder, fürchtet euch nicht vor der Sünde der Menschen, liebt den Nächsten auch in seiner Sünde, denn solches ist schon der Liebe Gottes ähnlich und steht über der irdischen Liebe.»*

Ich glaube, aus alledem steigt die Erkenntnis in uns auf, dass es nur eine Heilung für die Menschheit gibt: die Lebendigmachung der Begegnung durch Liebe, das heisst, Schaffung echter zwischenmenschlicher Kontakte.

Mit dem Gebot «Liebe deinen Nächsten wie dich selbst» ist gesagt, dass kein Mensch von der Kontaktnahme auszuschliessen und dass jeder voll zu nehmen sei. Es kommt weder auf den Titel noch auf den Studiengang an. Viele Diskussionen unter «Studierten» bestehen einfach darin, dass jeder sozusagen die Jalousien vor seinem Schau- fenster hochzieht, um zu zeigen, was er alles an gelernter Weisheit zu bieten hat. Ein Bauer müsste in solcher Gesellschaft schweigen, und doch führen uns einfache Menschen oft tiefer als gescheite, zitierende Gelehrte.

Uebrigens ist für einen Gebildeten gerade das eine gute Schule, dass er sich übt, seine gescheiten Gedanken einfach zu formulieren, damit jeder das Grosse, Allgemeingültige verstehen kann. Ich erinnere mich an eines unserer internationalen Jugendrotkreuz-Treffen, an dem sich auch zwei Professoren beteiligten. Es war beglückend mitzuerleben, wie die beiden sich um einfache Formulierungen bemühten und wie sie ihre Weisheit teils in köstlicher Form und in packenden Bildern vermittelten. Die Begegnung war so lebendig, dass der eine der Professoren, der wegen einer Besprechung mit dem Pädagogen Eduard Spranger früher hätte abreisen sollen, diese absagte, weil ihn die Probleme unserer Tagung so sehr interessierten. Es ist nicht immer so, dass Akademiker fähig sind, sich mit einfachen Leuten zu unterhalten. Viele gleichen jenem Kaufmann, der in seinem Portefeuille nur grosse Banknoten hatte, in seinem Beutel aber kein Kleingeld, und darum nicht in der Lage war, seinen Kaffee zu bezahlen. — So haben auch viele Gebildete hohe Gedanken, können sie aber nicht für Ungebildete formulieren und fühlen sich in Gesellschaft einfacher Menschen verloren.

Jeder Mensch hat gewissermassen einen Eigenwert und einen Verkehrswert. Menschen mit hoher Bildung, mit hohem Eigenwert stehen in Gefahr, ihren Verkehrswert zu verlieren. Sie sind so reich, dass sie nicht daran denken und nicht fähig sind, ihren Reichtum in Kleingeld umzumünzen. Das hat zur Folge, dass sie nie Kleingeld bei sich tragen und sich infolgedessen nicht vom Armen unterscheiden. Sie vergessen, dass es neben dem eigenen Werk, dem Werk aus eigener Kraft, nichts Würdigeres gibt als die bewegende Wirkung auf andere Menschen. Das gilt insbesondere für die Pädagogen, deren zentrale Sorge und Lebenszweck ja gerade in dieser Wirkung auf andere liegt. Gewiss ist das nicht das Höchste auf Erden,

aber das Wichtigste im Leben. Zudem ist es etwas Interessantes, beinahe Abenteuerliches, mit verschiedenen gearteten Menschen Kontakt zu suchen.

Bekanntlich werden bei uns in der Schweiz alljährlich die Rekruten im Hinblick auf ihr geistiges und staatsbürgerliches Gepäck geprüft. Dabei werden sie in Berufsgruppen aufgeteilt; Studenten, Kaufleute, Handwerker, Landwirte und Ungelernte. Durch diese Aufteilung können alle in ihrem Interessengebiet angesprochen werden. Trotzdem weiss man bei keiner Gruppe genau, wie hoch das geistige Niveau ist und wo das Interesse liegt. Darum beruht die Befragung auf einem dauernden Abtasten der Ansatzpunkte, was die Prüfungsarbeit zu einer spannenden Angelegenheit macht.

Genau so ist es bei der gesellschaftlichen und geistigen Kontaktnahme, bei der man den Partner an seinem Standort, in seinen Problemen, seinen Ansichten, seinen Plänen und seinem Glauben aufsucht. Wo Menschen sich zusammenfinden, ist jeder Beteiligte verantwortlich für den Ausgang der Begegnung. Der Denkende weiss, dass er vom Leben nur so viel erwarten darf, als er selber zu bieten bereit ist; dass sein Anspruch auf Glück so gross ist, wie er selber zum Glücklichen beiträgt. Darum herrscht auch nur beim geistig Regsamem Leben, beim Gleichgültigen begibt sich nichts, denn es geht auch nichts von ihm aus.

Nun ist aber menschliche Begegnung nicht einfach eine Rechenaufgabe, die mit dem Denken gelöst wird. Was einer Beziehung Gewicht und Gehalt verleiht, ist mehr das Unwägbar als das Gewollte. Auch wenn es sich um eine noch so sachliche Besprechung handelt, so hat doch jede Begegnung ihren Stimmungsgehalt, der ihr Nachhall verleiht. Darum müssen wir bei Begegnungen nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit Gemüt und Herz dabei sein.

Wenn wir uns darauf besinnen, wodurch Menschen auf uns wirkten, was wir von ihnen in uns aufnahmen, so erkennen wir, dass es selten Worte und Gedanken gewesen sind, sondern in erster Linie Begebenheiten, die vom inneren Wesen, vom Gemüt oder Temperament, kurzum von ihrem Charakter geprägt waren. Warum ist dies so? Weil Gemütsmenschen unwiderstehlich wirken! Gegen Gedanken kann man sich mit Gegenargumenten wehren, Gefühle dagegen befallen einen und sind nicht wegzudisputieren.

Aber wie man sein Gegenüber nicht zum Sprechen bringt, wenn man selber redet und redet, weckt man auch keine Gefühle, wenn man solche übertreibt oder nur vorspielt.

Staat und Gesundheitswesen

Dr. Pierre Dorolle

Erste Voraussetzung, um Vertrauen zu gewinnen und eine gute Atmosphäre zu schaffen, ist deshalb, selber ehrlich, echt, man selbst zu sein. Und wer von Natur nicht gemütvoll ist, kann sich von einem gemütvollen Gesellschafter anstecken lassen, denn Gemüt — oder sagen wir besser Frohmüt — ist eine ansteckende Gesundheit.

Diese Aufzählung von Voraussetzungen und Möglichkeiten zur Kontaktnahme wäre unbefriedigend, wenn wir die Teile nicht zu einem organischen Ganzen vereinigten — wenn wir nicht die einzelnen Rädchen zur lebendigen Uhr zusammenfügten —, wenn wir nicht nochmals nachdrücklich hinwies auf den Kraftstrom, der das Räderwerk des richtigen Verhaltens zum Mitmenschen dauernd in Bewegung hält. Ich muss die Quelle dieses Kraftstromes erneut mit dem abgegriffenen Begriff der Liebe bezeichnen. Dabei handelt es sich aber nicht um die selbstsüchtig romantisch sentimentale Liebe, nicht um die buhlerische Liebe der Geschlechter, sondern um die Menschenliebe, das von der Not der Mitmenschen bewegte Mitgefühl. Es ist die Liebe, die uns Frau Dr. h. c. Gertrud Kurz, die Flüchtlingsmutter, vorlebt. Es ist die Liebe Pestalozzis, die ohne Ansehen der Nationalität, der Hautfarbe, des Glaubensbekenntnisses oder des Bankkontos wirksam ist und zu einer allgemeinen Aufgeschlossenheit und Kontaktfähigkeit führt. Die liebende Hingabe vermag alle Zäune zu überwinden, die die Menschen in gesonderte Gruppen oder gar in feindliche Parteien scheiden. Wir denken vor allem an die zählebigen Abgrenzungen in staatliche Gruppen, die so viel Unheil anrichten. Wenn auch die Scheidung in politische Parteiungen und staatliche Gebilde nicht abgeschafft werden kann, so sollte doch ein übernationales Denken zu gegenseitigem Verständnis führen. Die Grundlagen zu diesem Verständnis müssen in frühen Jahren gelegt werden; das Jugendrotkreuz hat hier eine grosse Aufgabe zu erfüllen und arbeitet unablässig daran, indem es durch internationale Lager, Briefwechsel, Hilfsaktionen die persönliche Beziehung mit dem andern ermöglicht und sich damit in die Reihen derer stellt, die, durch Liebe aufgeschlossen, die echte Begegnung mit dem andern, dem Nächsten suchen.

Im Herbst 1968 veranstaltete das Henry-Dunant-Institut in Genf ein Kolloquium «Der moderne Staat und das Rote Kreuz». Im Rahmen dieser dreitägigen Veranstaltung sprach Dr. med. Pierre Dorolle, Generaldirektor-Stellvertreter der Weltgesundheitsorganisation, zum Thema Gesundheitsschutz im modernen Staat. Er stellte in grossen Zügen frühere Formen des Eingreifens staatlicher Macht auf dem Gebiete des Gesundheitsbeziehungsweise Krankenpflegewesens und die heutigen Ausprägungen des staatlichen Gesundheitsdienstes in Ländern verschiedener politischer Organisation dar. Der nachstehende Artikel ist eine Uebersetzung des im August 1969 im Druck erschienenen Referates, wobei der erste Teil zusammengefasst und der zweite gekürzt wurde.

Von der Versorgung zur Vorsorge

Die Entwicklung des öffentlichen Gesundheitswesens begann im Altertum mit vereinzelt, vom Herrscher erlassenen Anordnungen, denen im Mittelalter Gründungen von Spitälern durch Könige und Fürsten folgten, wobei das «barmherzige Werk» als Motiv im Vordergrund stand. Die Massnahmen weltlicher Behörden, die um die Mitte des 13. Jahrhunderts einsetzten, hatten bis ins Zeitalter der Aufklärung nur defensiven Charakter: Personen mit ansteckenden Krankheiten wurden zum Schutze der Gesunden abgesondert, interniert. Das Gebiet, das wir heute Gesundheitspflege nennen, war vollkommen ausgeklammert. Die Gründung und Führung von Spitälern — sowohl von behördlicher wie von privater Seite — blieb deshalb lange Zeit die hauptsächliche Hilfe an die Bevölkerung in sanitärischer Hinsicht, auch als neben den Beweggrund der Barmherzigkeit allmählich derjenige der Verantwortung der Oeffentlichkeit getreten war. Die Forderungen gewisser Philosophen, die das «Recht auf Gesundheit» postulierten, fanden jedoch erst viel später Gehör.

Ein weiteres Gebiet, in welchem sich der Einfluss des Staates geltend zu machen begann, war die Berufsausbildung und -ausübung der Aerzte, Chirurgen und Apotheker. Im Mittelalter hatten die in Zünften zusammengeschlossenen Berufsangehörigen selber die Kontrolle inne, erst nach der Französischen Revolution wurden diesbezügliche Reglemente aufgestellt, das Vertragsverhältnis zwischen Patient und Arzt behielt jedoch seinen privaten Charakter. Diese Regelung gilt noch heute für die meisten Länder. Gegen Ende des letzten und zu Beginn des 20. Jahrhunderts wurden in den grösseren Staaten die Strukturen für den

Die vorstehenden Ausführungen sind einem Vortrag des Präsidenten des Schweizerischen Jugendrotkreuzes anlässlich der Jugendrotkreuz-Erziehertagung in Gwatt vom 12. bis 14. Oktober 1969 entnommen.